Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt"
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlin's bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Belgiens, der Niederlande (Holland), Rußlands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens und der Donaustaaten; in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstr. 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66; Filiale Königstadt: Königstr. 55; Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41; bei allen Zeitungsspediteuren und Stadtpostämtern.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt" nebst dem illustr. Witzblatt „ULK", der „Deutschen Lesehalle" und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft" beträgt vierteljährlich 5 M. 25 Pf., monatlich 1 M. 75 Pf. (für Berlin incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblatt 25 Pf. Extra-Bestellgebühr pro Monat); für das Ausland direct pr. Kreuzband 14 M. pro Quartal. — Inserate à Zeile 50 Pf. (Berliner „Stadt-Anzeiger" 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstr. 66, Königstr. 55, Prinzenstr. 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 23. Berlin, Mittwoch, den 14. Januar 1885. XIV. Jahrgang.

Der Normal-Arbeitstag.

Als die letzten Reichstagswahlen so ungünstig für die freisinnige rtei ausgefallen waren, haben wir nicht gezögert, auch nach eren Gründen für dieses Mißgeschick zu forschen und an den lleicht nur allzulange vernachlässigten sozialreformatorischen Be- der Partei zu mahnen. Wir mußten dafür manches Kopf- itteln, manche Verdächtigung von befreundeter wie von gegneri- r Seite hinnehmen. Als wir vollends daran gingen, die undlinien einer freisinnigen Sozialreform zu zeichnen und eine ihe von Arbeiterforderungen, darunter auch die des Normal- beitstages, der ernsthaften Prüfung zu empfehlen, da hieß , wir seien vom rechten liberalen Glauben abgefallen, ten das Parteiprogramm verleugnet und die Fühlung mit der Partei- ung verloren. Wir ließen uns durch solche Verketzerung nicht rren. Waren wir uns doch bewußt, mit unserem Verlangen auf dem Boden einer Partei zu stehen, die einst unter der hrung von Schulze-Delitzsch in der vordersten Reihe der sozial- litischen Reformarbeit gestanden! Und wenn jetzt einzelne vorragende liberale Politiker Anstand nehmen, die alte Bahn iter zu verfolgen und auf dem alten Grunde den veränderten rhältnissen entsprechend muthig fortzubauen, so konnte uns das aller Hochachtung vor den Verdiensten dieser Männer doch nicht halten, unserer abweichenden Ueberzeugung Ausdruck zu geben.

Wir haben denn auch die Genugthuung, daß unser Ruf nach er festen und positiven Stellungnahme der freisinnigen Partei sozialen Frage nicht ohne Echo geblieben ist. Immer mehr eßstimmen, deren guter liberaler Klang außer Zweifel steht, ließen sich unserem Beispiel an. Wir wünschten, wir könnten sselbe von der parlamentarischen Vertretung der Partei sagen, auf diesem Gebiete leider in zuwartender Haltung verharrt, statt, wie es ihr zukäme, in die erste Kampflinie zu treten. Die reits früher von uns geforderte Wiederaufnahme der liberalen nträge auf Fortentwickelung und Verschärfung der Fabrikgesetz- bung läßt noch immer auf sich warten. Man scheint in dieser ziehung den anderen Parteien den Vortritt lassen zu wollen, d in der That werden bereits sowohl von klerikaler wie von ialdemokratischer Seite Vorschläge zur Reform der Arbeiter- setzgebung angekündigt, unter denen sich auch der der Einführung er Normal- oder Maximal-Arbeitszeit befinden wird.

Auf die Schwierigkeiten einer derartigen Reform haben wir bst bereits wiederholt hingewiesen, Schwierigkeiten indeß, die r nicht für unüberwindlich halten. Wir sind der Meinung, daß e freisinnige Partei alle Ursache hat, der Frage die größte Auf- erksamkeit zuzuwenden und sie wo möglich durch eine besondere ommission prüfen zu lassen, ehe sie endgiltig dazu Stellung nimmt. eschieht dies, dann ist Aussicht vorhanden, daß die theoretischen d technischen Bedenken, die der Neuerung entgegenstehen, durch e ermuthigenden Erfahrungen überwunden werden, die man ander- ärts bereits damit gemacht hat. Es giebt Leute, die sich unter m Normalarbeitstage ein Phantasiegebilde vorstellen, das lediglich dem Luftstaate sozialistischer Phantasten einen Platz fände. hatsache aber ist, daß diese angeblich unmögliche Einrichtung derwärts bereits längst besteht und sich mit der vorhandenen taats- und Wirthschaftsordnung recht wohl verträgt, daß sie in ngland thatsächlich, in der Schweiz auch gesetzlich mit gutem rfolge eingeführt und daß diesem Beispiele neuerdings auch esterreich gefolgt ist.

Da über diese Vorgänge in anderen Ländern bei uns noch oße Unkenntniß und Unklarheit herrscht, so haben wir uns der ühe unterzogen, das einschlägige Material zu sammeln, dessen Studium uns nur in der Ueberzeugung bestärkt hat, daß die Reform auch für Deutschland in gewissen Grenzen und mit gewissen Abänderungen im Einzelnen durchführbar wäre.

In der Schweiz beruht die Einrichtung auf einer Forderung der Bundesverfassung, die in Artikel 34 besagt:

„Der Bund ist befugt, einheitliche Bestimmungen über die Verwendung von Kindern in den Fabriken und über die Dauer der Arbeit erwachsener Personen in denselben aufzustellen."

Auf Grund dieser Bestimmung und nach dem Vorgange einiger besonders industriereichen Kantone, die in ihrem engeren Kreise bereits früher eine höchste Stundenzahl für die regelmäßige Tagesarbeit in den Fabriken eingeführt hatten, erfolgte die gesetzliche Regelung für die gesammte Schweiz durch das Bundesgesetz, betreffend die Arbeit in den Fabriken, vom 23. März 1877, welches in Artikel 11 bestimmt:

„Die Dauer der regelmäßigen Arbeit eines Tages darf nicht mehr als 11 Stunden, an den Vorabenden vor Sonn- und Festtagen nicht mehr als 10 Stunden betragen und muß in die Zeit zwischen 6 Uhr, beziehungsweise in den Sommermonaten Juni, Juli und August 5 Uhr Morgens und 8 Uhr Abends verlegt werden.

Die Arbeitsstunden sind nach der öffentlichen Uhr zu richten und der Ortsbehörde anzuzeigen.

Bei gesundheitsschädlichen und auch bei anderen Gewerben, bei denen durch bestehende Einrichtungen oder vorkommendes Verfahren Gesundheit und Leben der Arbeiter durch eine tägliche elfstündige Arbeitszeit gefährdet sind, wird der Bundesrath dieselbe nach Bedürfniß reduziren, immerhin nur, bis die Beseitigung der vorhandenen Gesundheitsgefährde nachgewiesen ist.

Zu einer ausnahmsweisen oder vorübergehenden Verlängerung der Arbeitszeit, welche von Fabriken oder Industrien verlangt wird, ist, sofern das Verlangen die Zeitdauer von zwei Wochen nicht übersteigt, von den zuständigen Bezirksbehörden, oder, wo solche nicht bestehen, von den Ortsbehörden, sonst aber von der Kantonsregierung die Bewilligung einzuholen.

Für das Mittagessen ist um die Mitte der Arbeitszeit wenigstens eine Stunde freizugeben. Arbeitern, welche ihr Mittagsmahl mitbringen oder dasselbe sich bringen lassen, sollen außerhalb der gewohnten Arbeitsräume angemessene, im Winter geheizte Lokalitäten unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden."

In weiteren Artikeln folgen dann noch Bestimmungen über das Verbot und die nur ausnahmsweise Zulassung der Nachtarbeit, deren Beschränkung mit Nothwendigkeit aus der der Tagesarbeit folgt, da mit Hilfe der ersteren alle Vorschriften über das Maximum der täglichen Arbeitszeit illusorisch gemacht werden könnten; ferner über das Verbot der Sonntagsarbeit, wobei gleichfalls gewisse behördlich zu genehmigende Ausnahmen zugelassen werden.

Der „Elfstundentag", wie er durch die obigen gesetzlichen Bestimmungen in der Schweiz eingeführt ist, hat natürlich nicht den Sinn einer Uniformirung der Arbeitszeit für alle Industriezweige und alle Fabriken, sondern nur den eines Maximums, welches nirgends überschritten werden darf, und bis zu welchem hinauf eine Skala von Arbeitszeiten der verschiedenartigsten Dauer führen kann. Eine nun fast achtjährige Erfahrung hat gezeigt, daß dieses System sich nicht nur zum Heile der Arbeiter, sondern auch im Interesse der Arbeitgeber und der Industrie selbst trefflich bewährt. Vor und bei Erlaß des Gesetzes wurden die schlimmsten Befürchtungen über Schwächung der schweizerischen Industrie in ihrer Konkurrenz mit dem Auslande laut; man erging sich in den düstersten Prophezeiungen. Inzwischen hat sich die völlige Grundlosigkeit jener Befürchtungen herausgestellt; die Schonung der Arbeitskräfte hat nicht zur Schwächung, sondern zur Stärkung der Industrie und zur Erhöhung ihrer Leistungsfähigkeit beigetragen. Die amtlichen Erhebungen und die Berichte der Fabrikinspektoren lassen darüber keinen Zweifel.

Es ist das eine Erfahrung, die man überall gemacht hat, daß sowohl die Industrie als ihre Arbeiter besser gedeihen in den Ländern mit festgeregelter und begrenzter Arbeitszeit. Ja man darf behaupten, daß die Industrie gerade derjenigen Länder, wo unkontrolirt die ausgedehnteste Arbeitszeit herrscht, vorwaltend im Niedergange ist. Auffallender Weise wird ihre Konkurrenzfähigkeit bedroht gerade durch die Produktion der Länder mit reduzirter Arbeitszeit. Unter den Faktoren, welche die Konkurrenzfähigkeit der Industrie bedingen, spielt eben die Qualität des Arbeiters eine erste Rolle. Daß diese durch die geordnete Verwendung und Schonung der Arbeitskraft gehoben wird, ist klar.

Den günstigen Einfluß, den der Normalarbeitstag auf das physische und geistige Wohlbefinden der Arbeiter in der Schweiz übt, wissen die amtlichen Berichte nicht genug zu rühmen. „Der Gesundheitszustand, der Sinn für Reinlichkeit und Ordnung, für Familie und Erziehung ist in erfreulichem Wachsen .... der Verdienst der Arbeiter hat sich allgemein gehoben, nirgends vermindert. Auch bei den Akkordarbeiten sind die Löhne gestiegen.... Der Geist ist reger als früher. Die Arbeiter sind frischer und leistungsfähiger bis zum Schluß des Tagewerkes: sie arbeiten auch verhältnißmäßig exakter." Kein Wunder unter solchen Umständen, daß sowohl Arbeiter als Arbeitgeber den Elfstundentag als eine Wohlthat betrachten, die sie um keinen Preis mehr missen möchten.

Dieselbe Beobachtung hat man schon seit viel längerer Zeit in England gemacht, wo die regelmäßige tägliche Arbeitszeit sogar nur zehn Stunden beträgt. Gesetzlich besteht dort allerdings nur für weibliche und jugendliche Arbeiter ein Normalarbeitstag. Aus diesem hat sich jedoch, infolge des fast durchweg unvermeidlichen Zusammenwirkens der weiblichen, jugendlichen und erwachsenen Arbeiter, auch für die Letzteren ein faktischer Normalarbeitstag herausgebildet, der mit derselben Nothwendigkeit und Sicherheit wirkt, wie der gesetzliche. Die Männer bedienen in den meisten Industriezweigen Maschinen und besorgen Verrichtungen, für welche das Arbeitsmaterial durch die weiblichen und jugendlichen Arbeiter geliefert werden muß. Der ganze Mechanismus greift eng in einander, und so ist die Zehnstundenbill von 1847 thatsächlich gleichbedeutend geworden mit der Festsetzung einer allgemeinen zehnstündigen Arbeitszeit, auf welcher zum guten Theile die vielfach noch fortdauernde Ueberlegenheit der englischen Industrie beruht.

Ob wir in Deutschland auf diesem Wege, der uns allerdings den formellen Zwang des Gesetzes ersparen würde, jemals zum Ziele kommen, ist fraglich. Bisher sind die Hoffnungen auf freiwillige Vereinbarung zwischen Arbeitern und Arbeitgebern unerfüllt geblieben. Wollen wir warten, bis die deutschen Arbeiter sich eine ebenso mächtige Organisation geschaffen haben, wie die englischen Gewerkvereine, oder bis unsere Industriellen in ihrer Gesammtheit ihre Pflicht und ihr wahres Interesse erkennen? Dann könnte es jedoch leicht zu spät werden. Wenn es aber auch wahr sein sollte, daß vielfach jetzt bei uns die zehn- oder elfstündige Arbeitszeit die Regel bildet, dann wäre erst recht nicht abzusehen, warum nicht auch denjenigen Fabriken, in denen die Arbeitskraft weit über diese Zeit ausgebeutet wird, dieselbe Beschränkung auferlegt werden sollte? Die Arbeiterwelt ruft laut danach; ermunternde Beispiele liegen vor, und Gefahr ist im Verzuge. Warum zögern wir noch?

Opfer der Liebe.

(4. Fortsetzung.) Eine Erzählung

von Hermance Baronesse Potier.

Tags darauf befand sich Heinrich wohler und er begab sich mit atalie an den Strand.

Eine ganze Schaar munterer, übermüthiger, geputzter Kinder pielte im Dünensande, während die Eltern und Erwachsenen am eeresufer promenirten, lachten und plauderten.

Heinrich und seine Schwester vermieden jeden Umgang mit remden, sie waren Beide ziemlich verschlossener und ungeselliger atur.

„Wozu solch flüchtige Freundschaften schließen, wozu mit Leuten erkehren, die man im Leben vielleicht nie wiedersieht," sagte Heinich und Natalie stimmte ihm bei.

Am Nachmittag kam Klara wieder zu den Geschwistern.

Natalie lag auf dem Divan und schlummerte, während Heinrich, it einer Malerei beschäftigt, am Fenster saß.

Klara schlich sich leise auf den Zehen zu ihm hin.

„Sprechen Sie mit mir", bat sie.

„Gern, mein Kind", entgegnete Heinrich, „nur dürfen wir nicht aut werden; das Schwesterchen schläft und träumt, weiß Gott, on welch süßen Dingen" sagte er schalkhaft; aber Klara schüttelte raurig das Haupt.

„Das arme Fräulein!" rief sie mitleidig aus; „ach, es muß chrecklich sein, entsagen zu müssen und eine unglückliche Liebe im erzen zu tragen!"

„Hat Dir denn Natalie ihre süßen Geheimnisse mitgetheilt?" rug Heinrich.

„Ja, Herr!"

Er sah Klara an und bemerkte, daß sie verstimmt und blässer als sonst sei; er bat sie, ihm zu sagen, was ihr fehle.

Sie aber meinte, daß er sich wohl täuschen müsse, sie sei wie sonst und ganz heiter und glücklich.

„Nein, Klara, Du belügst mich vergebens, ich kenne jeden Zug Deines lieblichen Gesichtchens," sprach der junge Mann ernst. „Du verbirgst mir einen Kummer, der sich nur zu deutlich in Deinen Blicken ausdrückt; doch allerdings, ich habe kein Recht, danach zu forschen. — Soll ich Dir etwas vorlesen?"

„Ich bitte."

Er öffnete behutsam und geräuschlos eine Schublade und nahm aus derselben ein elegantes Notizbüchlein; nachdem er sich an Klaras Seite niedergelassen hatte, deklamirte er langsam, mit gedämpfter Stimme:

„Ach! was ich heimlich Dir verschweige,
Du liest es ja in meinem Blick —
Vergieb es, daß ich Dir nicht zeige
All' meine Liebe — all' mein Glück.

All' meine Sehnsucht, mein Begehren,
Ich trag' sie still im Innern fort,
Um nur die Gluthen nicht zu mehren
Noch durch ein ausgesproch'nes Wort.

Du ahnst, wenn ich auch nicht gestehe,
Was mir auf Stirn und Wange brennt;
Nur Wonne ist es — sel'ges Wehe,
Das nicht die heiße Lippe nennt.

Mir ward der Klang nicht zugemessen,
Zu sagen, wie mein Herz Dich liebt;
Laß' uns im stummen Kuß vergessen,
Daß es noch Wort und Sprache giebt!"

Klara hatte gesenkten Hauptes zugehört; das heiße Blut war ihr jäh emporgeschossen bis in die Schläfen, und als Heinrich geendet hatte und sie ansah, da bemerkte er, daß ihre kleinen Hände nervös bebten.

Er beugte sich zu ihr nieder und fragte sie leise und bewegt: „Hast Du verstanden, Klara?"

Sie nickte stumm bejahend; da erwachte Natalie plötzlich und erhob sich rasch.

Lächelnd sich die Lider reibend, sagte sie: „Das war ein süßes Schläfchen — bist Du schon lange hier, Klara?"

Doch das arme Kind war so verwirrt und zerstreut, daß es gar keine Antwort gab, was indeß der noch halb traumbefangenen Natalie völlig entging.

Sie wendete sich schelmisch an Heinrich und flüsterte ihm ins Ohr, jedoch so, daß es Klara vernehmen konnte: „Wenn Klara wüßte, welch' einen schönen Traum ich hatte! sie würde furchtbar eifersüchtig werden."

„Wovon träumten Sie denn, Fräulein?" frug Klara gleichgiltig, an ganz andere Dinge, als an Natalies Neckerei denkend.

„Ich träumte," sagte diese langsam und zögernd, um Klaras Neugier scherzweise aufzustacheln, „ich träumte, daß Josef — mich —geküßt habe!" rief sie endlich laut auflachend aus und, sie war höchlichst erstaunt, als Klara nichts weiter, als ein gedehntes: „So!" hervorbrachte.

„Du bist heute sehr sonderbar," grollte das Fräulein verstimmt über Klaras Nachdenklichkeit, die man an ihr gar nicht gewöhnt war.

„Verzeihen Sie, Fräulein," bat sie, „aber ich — ich bin krank!"

„Krank?" frug Natalie ungläubig, „ja was fehlt Dir denn, Du bist doch roth wie eine Klatschrose und frisch wie der Morgen?"

„Ich habe Fieber, Fräulein," klagte Klara, und ihre Glieder zitterten ein wenig.

„Ei dann gehe nur rasch zu Bette, armes Kind," meinte Natalie erschreckt, und Klara befolgte insofern ihren Rath, als sie sich allsogleich von den Geschwistern verabschiedete.

Natalie sah ihr kopfschüttelnd nach und sagte zu Heinrich: „Es scheint ihr in der That etwas zu fehlen!"

„Ich habe es auch gefunden," entgegnete er, ohne die Schwester anzuschauen, „doch Klara äußert sich nicht darüber und schließlich kümmert es uns ja weiter nicht."